

EINLEITUNG: ZUR ANALYSE UND KRITIK GESELLSCHAFTLICHER VERHÄLTNISSE

ANNA (ANJA) DANILINA/STEFAN KAUSCH/
ANNEKATHRIN MÜLLER/TOBIAS ROSCHER

Der Begriff der „Unterschicht“ war lange Zeit in der Versenkung verschwunden und galt als das Unsagbare im sagbaren Raum. Der Ausdruck war zwar allzeit bekannt, in der politischen Debatte wurde er jedoch zumeist gemieden. Mit der Diskussion um die „neue Unterschicht“ scheint sich der Wind gedreht zu haben und die „(neue) Unterschicht“ ist zu einem Begriff ohne Hürden, ist zu einer „Wahrheit“ geworden, die, ganz im Sinne der momentanen BILD-Zeitungs-Kampagne, scheinbar immer einen Mutigen braucht, der sie ausspricht. Diese Mutigen finden sich nicht mehr nur bei der BILD, sondern führen ihre „Heldenschlacht“ im gesamten Medienspektrum und zu Teilen auch im wissenschaftlichen Feld. Der Begriff der „(neuen) Unterschicht“ ist wieder salonfähig geworden. Gleichzeitig begegnet man zunehmend den Bezeichnungen der „Prekarisierung“ und des „Prekariats“, welches, abgesehen vom so genannten „abgehängten Prekariat“, meistens im Zusammenhang mit dem Wandel der Arbeitswelt und der Abkehr vom Normalarbeitsverhältnis thematisiert wird. Hier geht es um eine Prekarisierung, die nicht nur in „unteren“ Lagen angekommen, sondern in der Arbeits- und Lebenswelt der gesamten Gesellschaft spürbar geworden ist.

In Anbetracht der verschiedenen Betrachtungsweisen des Sozialen sowie der Diskussion um neue Begriffe für dessen Beschreibung stellen sich uns folgende Fragen: Was ist das für eine Gesellschaft, in der wir leben? Wie wird diese erfasst und kategorisiert und wie reflektieren sich

diese Mechanismen wiederum im Sozialen? Den Fragen des Erfassens, der Kategorisierung, der Wahrnehmung und deren Implikationen für die Entwicklung von Gesellschaft hat sich dieses Buch verschrieben. Ausgehend von den zwei Begriffen der „(neuen) Unterschicht“ und des „Prekariats“ nähert es sich aus kritischer Perspektive den heutigen Beschreibungen und Bewertungen von gesellschaftlichen Verhältnissen. Die Wiederbelebung der bereits etablierten Kategorie „(neue) Unterschicht“ betritt gemeinsam mit der neuen des „Prekariats“ die Bühne einer Diskussion, auf der offen zu Tage tritt, wie stark die divergierenden Perspektiven auf Gesellschaft mit der Nutzung unterschiedlicher Begriffe und den dazugehörigen Analyserastern verbunden sind.

Es ist dem hier verfolgten Ansatz geschuldet, dass der durch solche Beschreibungsvorgänge erfolgten Formierung und Konstituierung von Gesellschaft erhöhte Aufmerksamkeit zukommt. Eine kritische Perspektive auf dieses Thema einzunehmen, bedeutet in diesem Sinn in Betracht zu nehmen, wie gesellschaftliche Gruppen hergestellt und (re-)produziert werden und welche sozialen und politischen Vorgänge deren Ab- und Ausgrenzungen bewirken. Dabei sind die Fragen, welche Subjekte und Identitäten daraus hervorgehen und mit welchen Zwängen und Freiheiten die Einzelnen oder gesellschaftliche Kollektive demzufolge konfrontiert sind, von besonderem Interesse.

Die gesammelten Beiträge beteiligen sich in einer Weise an der Diskussion, die nicht eindeutig dem wissenschaftlichen oder politischen Feld zuzuordnen ist. Beispielsweise befasst sich der Beitrag von Azul Blaseotto mit dem Thema der „Prekarität“, in dem er zwischen persönlichem Erleben, künstlerischer Bearbeitung und wissenschaftlichem Zugang changiert. Um einer umfassenden Betrachtung Raum zu bieten, werden sowohl diskursanalytische Ansätze und Begriffs-Kritiken als auch die Debatten über Prekarisierung als gesellschaftliches Phänomen und politisch-strategische Produktionen neuer Kategorien berücksichtigt. In diesem Spektrum zeichnet sich das Spannungsfeld der hiesigen Textsammlung ab, dem diese Einleitung Ausdruck verleihen möchte. So findet zunächst eine kritische Auseinandersetzung mit Begriffen und Kategorien wie der „(neuen) Unterschicht“ und des „abgehängten Prekariats“ statt (1), um schließlich der Diskussion über Prekarisierung als gesellschaftliche Entwicklung nachzugehen (2).

1. (Neue) Unterschichtendebatte: Kategorisierung als Praxis zur Konstitution von Gesellschaft

„Unterschicht: das wahre Elend“
(Wüllenweber 2004)

Das Sprechen von der „Unterschicht“ – oft auch als „neue Unterschicht“ bezeichnet – ist in den letzten Jahren vermehrt in die Öffentlichkeit vordringen. Ein Schlüsselement ihrer Diskussion bildet dabei das 2004 erschienene Buch von Paul Nolte „Generation Reform“, in dem er den Begriff der „neuen Unterschicht“ erstmals verwendet und diese in ihrem (vermeintlich) neuen Erscheinungsbild beschreibt. Einen weiteren Anstoß erhält die Debatte durch eine von der Friedrich-Ebert-Stiftung im Herbst 2006 veröffentlichten Teilstudie über die politischen Milieus in Deutschland, in der der Begriff des „abgehängten Prekariats“ geprägt wurde (vgl. Müller-Hilbert 2006). In der Fortführung der alt-neuen Diskussion von und mit Nolte transformiert im Anschluss an die Studie der Begriff des „abgehängten Prekariats“ zur „(neuen) Unterschicht“. Die Zuschreibungen, die den Diskurs seit Nolte dominierten, finden sich in äquivalenter Form auch in der jetzigen Debatte um die „(neue) Unterschicht“ wieder. In die „Unterschichtendebatte“ eingebracht haben sich PolitikerInnen aller Couleur, wobei der SPD-Parteivorsitzende Kurt Beck die Diskussion entscheidend vorantrieb. Seiner fraglichen und dennoch diskursnahen Vorstellung vom „Unterschichtler“ gab Beck bei einer öffentlichen Veranstaltung im Dezember 2006 Ausdruck: Während dieser empfahl er einem Hartz-IV-Empfänger, er möge sich waschen und rasieren, dann würde er auch einen Job bekommen.

Bevor wir aber auf die Konstruktionsprozesse der „(neuen) Unterschicht“ eingehen werden, möchten wir zunächst den Unterschichtenbegriff generell zum Thema machen: Denn was bedeutet „(neue) Unterschicht“ überhaupt? Wenn wir von der „(neuen) Unterschicht“ sprechen, warum betten wir sie in Anführungszeichen? Die „(neue) Unterschicht“ gibt es doch, oder? Erscheint es nicht geradezu offensichtlich, dass die Bundesrepublik keine homogene, gerechte Gesellschaft ist? Beziehungsweise: nicht mehr ist? Denn sprach noch Schelsky in den 50ern von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Schelsky 1953) – ein Modell der breiten Mitte, das auch in der viel zitierten Bolte-Zwiebel mit dem dicken Mittelstandsbauch ihren Ausdruck findet (vgl. Bolte 1966) –, so wird in letzter Zeit gemeinsam mit der zunehmenden Armut die Wiederöffnung der sozialen Schere konstatiert. Gilt eine tendenzielle Gleichverteilung weder für die Einkommen, noch für die Basis der funktio-

nalen Differenzierung durch Berufsstände oder die sozialen Produktions- und Reproduktionsprozesse, so ist es weder verwerflich noch verkehrt, Gesellschaft als segregiert bzw. geschichtet zu denken. Denn war das Nicht-Sprechen von der „Unterschicht“ nicht eine Verschleierung von Herrschafts- und Machtverhältnissen? Und werden diese nicht gerade durch den Begriff der „(neuen) Unterschicht“ sichtbar gemacht? Oder trägt eben dieser zur Unkenntlichmachung von Macht bei und birgt die Gefahr gesellschaftlicher Essentialisierungen in sich?

Wird zur Verdeutlichung der Herrschaftsverhältnissen zumeist der Begriff der „Unterklasse“ bevorzugt, so ist es die Art der diskursiven Produktion der „(neuen) Unterschicht“ und ihrer „Kultur“, die es nahe legt, sie hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen, politischen und medialen Effekte kritisch zu analysieren. Denn die zuweilen mit dem Anspruch auf Objektivität operierenden (Selbst-)Beschreibungen des Sozialen können angesichts ihrer gesellschaftlichen Einbettung hochproblematisch und (selbst)widersprüchlich werden.

Um die mit solchen analytischen Kategorien verbundenen Schwierigkeiten ersichtlich zu machen, folgen wir der Annahme, dass die Verwendung spezifischer Begriffe die (individuelle) Wahrnehmung von gesellschaftlicher Umwelt vorstrukturiert. Sie leitet und begrenzt nicht nur die Möglichkeiten des Alltagsverständnisses, sondern auch die der wissenschaftlichen Analysen. In der Diskussion über die „(neue) Unterschicht“ wird Bevölkerung, werden Subjekte sowie soziale Zustände ganzer gesellschaftlicher Gruppen auf der Grundlage eines Gesellschaftsmodells (z. B. der erwähnten Zwiebelmetapher) und den zugehörigen Kategorien betrachtet und (re-)produziert. Das (wissenschaftlich) generierte Wissen um die Geschichtetheit von Gesellschaft streut aus und transformiert zur Grundlage von Verhaltensweisen für und Anforderungen an das Subjekt – mit dem Regierungsbegriff Foucaults formuliert: Die „(neue) Unterschicht“ (wird) regiert¹. Zu ihr zu gehören bzw. zu ihr gerechnet zu werden oder eben nicht, bringt jeweils eigene Zumutungen an den Einzelnen mit sich. Abstrakter ausgedrückt: Das Denken des Sozialen setzt Vorbedingungen, nach denen Subjekte bestimmte Positionen in ihrem sozialen Umfeld einnehmen können, während

1 Thomas Lemke (2001), der hier auf den foucaultschen Regierungsbegriff Bezug nimmt, betont, dass in diesem Begriff ein Verständnis eines Kontinuums der Kunst des Regierens sichtbar wird (vgl. Gordon 1991: 2f). Welche „Regierungsebene“ in diesem Kontinuum von Fremd- oder Selbstführung dominiere, sei gar nicht einfach zu bestimmen. Die Grenzen zwischen Subjektivierungsvorgängen und Fremdzuschreibung werden vielmehr als fließend angesehen.

andere unzugänglich bleiben. Diese diskursiv vermittelten Voraussetzungen ordnen die Aktionen und Reaktionen des Einzelnen, sie werden durch sie verstanden, analysiert und wiederum in neue Programme und Techniken übersetzt. Sie differenzieren, kategorisieren und identifizieren nicht nur, sondern liefern auch die Basis für die Zuordnung von Wertungen, wie Individuen und Kollektive sein sollen und wollen oder eben nicht (sein dürfen).

Schließlich kann man sagen, dass das diskursiv vermittelte Wissen von der „(neuen) Unterschicht“ selbst erst soziale Sichtbarkeiten produziert, die wissenschaftlich geführten Beschreibungen zuweilen entsprechen. Umgekehrt verfestigen sich Identitäten und Werte durch andauernde Versuche, die „Natur“ sozialer Ungleichheit (endgültig) zu erfassen. Mit anderen Worten: Der Unterschichtendiskurs ist ein Beispiel dafür, dass sich „Gesellschaft“ aus dem Wissen über sich selbst konstituiert. Sie besteht als vielfältige Ansammlung von Macht-Wissens-Komplexen und als deren (nicht-)diskursive Verdichtungen, die bis in den Alltag jedes Einzelnen hinein ihre Effekte entfalten. „Die Gesellschaft bildet dabei das Resultat, nicht den Ausgangspunkt“ (Bröckling et al. 2004: 9). Laut Foucault ist anerkanntes Wissen selber schon Macht (Foucault 1994: 290f; vgl. Kocyba 2001: 73f); es nimmt seine Wege durch Kämpfe um Hegemonie, schlägt Haken, transformiert sich, bleibt hartnäckig und materialisiert sich schließlich (vgl. Burchill/Gordon/Miller 1991: x). Wissen verfestigt sich zuletzt also in sozialen Sichtbarkeiten, die – in unserem Beispiel getragen von der diskursiven Formation um die „(neue) Unterschicht“ – schließlich selbst wieder objektiviert, problematisiert und von da aus Ziel politischer Interventionen werden. Potentiell bestätigt es gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse, anstatt deren strukturierende Kraft zu mindern.

Im ersten Kapitel dieses Buches stellen wir Beiträge vor, die sich an einer kritischen, diskursanalytischen Behandlung der Unterschichtenproblematik orientieren. Es werden Strategien der Macht sichtbar, die dazu beitragen, entsprechende Beschreibungsmodelle von Gesellschaft hegemonial werden zu lassen und so die Starrheit sozialer Ordnung begünstigen. „Wissensbefragung“ versucht genau dies zu leisten: Sie begleitet das Wissen von Gesellschaft über sich selbst von den Bedingungen seiner Generierung bis zu seiner Nutzung in Alltag, Verwaltung, Medien usw., um ihm seine scheinbare Objektivität zu entziehen.

An dieser Stelle wird offensichtlich, dass sich eine so geartete kritische Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse explizit theoriepolitisch positioniert. Gegenüber wissensbasierten Prozessen zur Konstitution von Gesellschaft eine kritische Perspektive einzunehmen, erscheint uns in Anbetracht der gegenwärtig aufkommenden Rhetoriken und Verkür-

zungen bei der Beschreibung von Gesellschaft dringend angebracht. Deren Macht bzw. Ermächtigung durch Verabsolutierung und Selbstverständlichwerden soll entgegengewirkt werden – mit einer Praxis also, die auftaucht als Wissen über Wissen, als Beschreibung der Selbstbeschreibungen.

Um die Wirkungsweise des Schichtenmodells zu verstehen, ist es außerdem wichtig zu beachten, dass Politik, Wissenschaft, Medien- und Alltagsdiskurse von dieser Problematik gleichermaßen durchzogen sind. Es ist demnach nicht relevant, in welcher Diskursarena das Modell produziert und reproduziert wird. Vielmehr erscheint es notwendig, die Verwendungskontexte von Schichtenmodellen und die „Unterschichten-debatte“ in allen Bereichen der Generierung gesellschaftsrelevanten Wissens in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu analysieren und in ihre jeweils kontingenten Zusammenhänge zu stellen. Wollen wir die Entstehung und Entwicklung von Wissenskonstellationen oder gar Wissensregimen, die soziale Ungleichheit problematisieren, als einen Effekt kommunikativer Prozesse in allen oben genannten Diskursebenen begreifen, dann wird deutlich, dass sie sich nur im Zusammenspiel komplexer Machtstrategien und in spezifischen politischen Verhältnissen etablieren konnten und können.

Wenn im ersten Abschnitt dieses Buches Wissens(ver)ordnungen des Sozialen auf den Prüfstand gestellt werden, dann geht es genau darum, der Beantwortung der Frage nach Machtstrategien Raum zu bieten, die die Geschichtetheit von Gesellschaft u. a. als „natürlich“ und selbstverständlich erscheinen lassen. Die zentrale Fragestellung lautet dann: Was ermöglicht die Vorstellung des Sozialen als geschichtet? Die Frage ist mit Absicht so gestellt, dass sie zwei Antwortrichtungen offen lässt: Welche Mechanismen ermöglichen überhaupt die Generierung der Kategorie/Identität „(neue) Unterschicht“ bzw. wie geht ihre Identifikation/Regierung vonstatten (1.1)? Und zweitens, inwiefern kommt ihr von da aus u. a. eine gesellschaftskonstituierende Funktion zu (1.2).

1.1 Die Regierung der „(neuen) Unterschicht“ und des „abgehängten Prekariats“

In dem Ankündigungstext zu einer Vortragsreihe, auf deren Grundlage dieses Buch entstanden ist, haben wir Beschreibungen der „(neuen) Unterschicht“, die unter anderem Walter Wüllenweber in einem Artikel bereits 2004 in Anschlag brachte, in den folgenden Worten zusammengefasst: Die Angehörigen dieser Schicht seien disziplinos, ernährten sich falsch, hingen rum, seien arbeitsscheu, dumm, fettleibig, fernsehstüchtig,

antriebslos, bewegungsfeindlich usw. Kurzum: Die „Unterschicht“ sei asozial.²

Will man nun die oben gestellte, zentrale Frage daraufhin beantworten, wie solche eben vorgeführten Zuschreibungen funktionieren, so bedeutet dies, zweierlei in den Blick zu nehmen: Einerseits müssen konkrete Mechanismen in den Identifikationsvorgängen analysiert werden. Andererseits – und diese Analyse möchten wir voranstellen – ist zu untersuchen, auf Basis welcher Vorannahmen die spezifischen Charakteristika der „(neuen) Unterschicht“ hergeleitet und begründet werden. Welche Kausalitäten werden herangezogen, um von empirischen Beobachtungen auf essentielle Persönlichkeitsmuster zu schließen? Die „(neue) Unterschicht“ entsteht einerseits auf Basis eines Bildes von Persönlichkeiten, deren Eigenschaften „objektiv“ gesehen negativ sind, also der „selbstverständlichen“ Normalität entgegenstehen: „Wir wissen mittlerweile eine ganze Menge über die ‚Unterschichtler‘ von heute, obwohl sie sich kaum zu Wort melden. Sie machen kein großes Aufhebens von sich, kriechen immer tiefer in ihre Wohnsilos hinein, wohin ihnen Dutzende von Soziologen gefolgt sind. Ihre Lebensgewohnheiten wurden erforscht wie die von Feldhasen. Wir verfügen über eine ziemlich scharf gerasterte Typologie, die uns die Fremdlinge im eigenen Land besser erkennen lassen.“ (Steingart 2006) „Bislang glaubten Politik, Sozialwissenschaften und Gesellschaft: Die Lebensformen der Unterschicht und ihre Verhaltensweisen seien die Folge ihrer Armut. Genau das Gegenteil ist richtig: Die Armut ist eine Folge ihrer Verhaltensweise, eine Folge der Unterschichtskultur. In Deutschland sind nicht immer die Armen die Dummen, sondern die Dummen sind immer arm. Wer nicht ein Mindestmaß an Selbstdisziplin gelernt hat, wer seinen Körper nicht gesund hält, ist nicht arbeitsfähig.“ (Wüllenweber 2004) Die „Lebensformen“ und „Verhaltensweisen“ haften dem Subjekt offenbar unabänderlich an.

Bereits im letzten Zitat deutet sich an, dass in derselben Debatte die jeweiligen Merkmale gleichermaßen als persönlich verschuldet gelten; gewissermaßen als Unverantwortlichkeit sich selbst und der Gesellschaft gegenüber, wie z. B. beim Thema Gesundheit: „Sind Angehörige der Unterschicht einmal erkrankt, verläuft ihr Heilungsprozess erheblich schlechter. Früher waren mangelnde ärztliche Versorgung und krankmachende Arbeitsbedingungen die Gründe dafür. Heute nicht mehr. Es gibt nur einen Grund: falsches Verhalten.“ (ebd.) Die Konstruktion der „unterschichtigen“ Identität legitimiert sich metapolitisch als objektive Gegebenheit und gleichzeitig als Intention bzw. subjektive Schuld.

2 Siehe www.engagiertewissenschaft.de → AG SchwerPrekär, vgl. Wüllenweber 2004; Beck 2006; Steingart 2006.

Der „(neuen) Unterschicht“ kommt dank diesem paradoxen, doppelten Begründungsmuster ein ganzes Bündel an Funktionen zu, welche die derzeitige hegemoniale Vorstellung von Normalität und Gesellschaftsordnung zu stützen vermögen (siehe 1.2). Um diesen nachkommen zu können, muss sie eine Reihe weiterer Bedingungen erfüllen, die die Art und Weise ihrer Identifikation betreffen. Wenn im Sinne der Foucaultschen Gouvernementalität hier von der Regierung der „Unterschicht“ die Rede ist, dann bezieht das zweierlei mit ein: Einerseits jene Bestrebungen und Praktiken, die danach trachten, die Anormalität entsprechender Individuen zu beseitigen und andererseits die konkreten Vorgänge, die bei der Formierung und Essentialisierung ihrer Identität ablaufen.³ Fremdzuschreibungen und Selbstidentifikation unterwerfen die betreffenden Individuen einer bestimmten Rasterung und Ordnung. Entsprechende diskursive Praxen machen die „Unterschicht“ „präsent“ und „handhabbar“.

Das gilt zum Beispiel für die Definition der Räume, in denen sich die „unterschichtigen“ Abweichler bewegen, für die Markierung der Orte, an denen sie sich aufhalten und wo sie zu Regierungszwecken schließlich „aufgetrieben“ werden können. Die Räume ihrer Existenz werden erkannt, erzeugt und festgehalten und finden sich in der Beschreibung so genannter „Problemstadtteile“ verwirklicht. Diese sind Grundlage staatlicher Interventionen oder werden kurzerhand mit einem Delinquenzstatus versehen und aufgegeben: „Im Meerkamp [in Essen-Katernberg], in München-Hasenberg, in Hamburg-Wilhelmsburg, in Köln-Chorweiler, in den typischen deutschen Unterschichtsvierteln leben die Armen heute [...]“ (Wüllenweber 2004)

Die Problematisierung der „(neuen) Unterschicht“ bringt auch allerlei Ansätze mit sich, um deren *Merkmale zu katalogisieren*. Sie halten fest, welche devianten und/oder gesellschaftlich nicht anerkannten Verhaltensweisen von den ausgemachten Subjekten vorgeführt werden. Es

3 Auf erstere Regierungspraktiken und deren gesellschaftliche Bedeutung kommen wir gleich noch zu sprechen. Die Unterscheidung in „Regierung“ als (Selbst-)Identifikation der „(neuen) Unterschicht“ und „Regierung“ als Steuern der Gesellschaft mit der und gegen die „(neue) Unterschicht“ dient hier analytischen Zwecken, um das gesellschaftskonstituierende Moment des Unterschichtsdiskurses hervorzuheben. Beide Strategien der Macht entfalten sich nicht autark, sondern bedingen sich gegenseitig. Um überhaupt regulierend in und gegen die „(neue) Unterschicht“ eingreifen zu können, bedarf es nicht nur der eben aufgezeigten doppelten Begründungslogik und der Rechtmäßigkeit der regulierenden Eingriffe (z. B. durch einen „demokratisch“ legitimierten Staat), sondern auch der Identifikation des Regierungsobjektes. Kurz: Ohne Identifikation kein Steuern; ohne Steuern keine Notwendigkeit zur Identifikation.

wird dabei ein ganzes Arsenal an Zuschreibungen sichtbar, in denen ihre Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitsverweigerung mit den Stichwörtern der „Faulheit“ und der „Sozialschmarotzer“ in Verbindung gebracht wird. Der Diskurs vermittelt mit großer Klarheit, dass sie eine falsche Erziehung durch zu viel Fernsehen oder das falsche Programm, dem „Unterschichtenfernsehen“, genießen; dass sie sich falsch ernähren, zu wenig bewegen und dem Drogen- und Alkoholmissbrauch verfallen sind. Ursache sind ihre fehlerhaften Charaktereigenschaften: Sie sind disziplin- und perspektivlos, haben resigniert; es fehlt ihnen ein elementarer Sinnhorizont. Dass bei der Diagnose der „(neuen) Unterschicht“ eine Gleichsetzung mit dem „abgehängten Prekariat“ erfolgt, verwundert nicht, wenn man in den Blick nimmt, dass dessen als zentral ausgemachte Eigenschaften in auffälliger Weise den Zuschreibungen der „(neuen) Unterschicht“ gleichen. So taucht materielle und finanzielle Armut zwar immer noch als Merkmal zur Erfassung der Gruppe auf – allerdings nur als historische Bezugsgröße: Ein Novum im Diskurs über „(neue) Unterschicht“ und „abgehängtes Prekariat“ ist, dass Wohlstandsverteilung nicht mehr als zentrale Identifikationsgröße dient – diese Rolle haben „kulturelle“ Indikatoren übernommen. In seinem Artikel für den „Stern“ schreibt Walter Wüllenweber bereits 2004: „In Deutschland hat sich eine neue Unterschicht gebildet, die ohne Zukunft ist. Jahrzehntlang wurde versucht, ihre Armut mit Geld zu bekämpfen. Doch was die Benachteiligten wirklich brauchen, wird ihnen verwehrt.“ „In den vergangenen Jahrzehnten hat die Unterschicht eigene Lebensformen entwickelt, mit eigenen Verhaltensweisen, eigenen Werten und eigenen Vorbildern: die Unterschichtskultur.“ (ebd.) Und schließlich: „Das Elend ist keine Armut im Portemonnaie, sondern die Armut im Geiste. Der Unterschicht fehlt es nicht an Geld, sondern an Bildung.“ (Wüllenweber 2004; vgl. auch Steingart 2006).

Die Rhetorik, die den Attributen der „(neuen) Unterschicht“ ein Framing als eigenständige Kultur gibt, betont zusätzlich die Starrheit der Situation. Über Generationen hinweg komme es zu einem regelrechten Einrichten in dieser Kultur, wobei man den Eindruck gewinnen kann, die Eltern wären bereits aufgegeben, sodass Interventionen nur noch zur Rettung ihrer Kinder stattfinden. Kurt Beck meint schon 2006: „Wir können und wollen die Eltern nie ersetzen. Aber der Staat muss unterstützend eingreifen, fördern und fordern. Für den Teil der Gesellschaft, der uns zu entgleiten droht, ist der vorsorgende Sozialstaat gefragt, den meine SPD will. In Kinderbetreuungseinrichtungen muss die Sprachfähigkeit und der Leistungswille gefördert werden, damit Kinder aus sozial schwachen Elternhäusern die Chance, aber auch den Ehrgeiz haben, aufzusteigen. Ohne Leistungswillen kann keine Gesellschaft auf Dauer

bestehen. Leistung muss sich lohnen, für jeden in Deutschland.“ (Beck 2006; vgl. Wüllenweber 2004)

Wie solche Fremdzuschreibungen und Identifikationsvorgänge wiederum mit individuellen Selbstbeschreibungen ineinander fließen, also sowohl „Anforderungen an das Subjekt stellen“ als auch dessen soziale Selbst-Verortung umwälzen können, macht Daniela Schiek in ihrem Artikel deutlich. Sie zeigt durch die Analyse von Interviews, wie Individuen mit dem (prekären) Wandel kaum beeinflussbarer Lebensbedingungen umgehen.

Ausgehend von den z. B. durch die Sozialwissenschaften erstellten „Bestandsaufnahmen“ der „Unterschichtskultur“ konzentrieren sich die darauf folgenden Therapieansätze und (staatlich) regulierten Eingriffe neben der z. B. von Kurt Beck geforderten „besseren“ und früheren *Erziehung* der „Unterschichtenkinder“ auf eine Mischung aus Gesundheits- und Ernährungsmanagement, Disziplinierung, Selbstführung usw. Als kluge Lösung wird alles angeführt, was ein (individueller) Teil der Bevölkerung zum gesunden Umgang mit sich selbst tun kann und auch sollte: „Einen Monat rauchen ist teurer als der Monatsbeitrag in einem exklusiven Fitness-Studio. Fast Food ist teurer als Selberkochen. Alkohol ist teurer als selbst gepresster Obstsaft, die Presse mitgerechnet. Ungesundes Verhalten ist insgesamt teurer als gesundes. Armut macht also nicht krank. Der schlechte Gesundheitszustand der Unterschicht ist keine Folge des Geldmangels, sondern des Mangels an Disziplin. Disziplinlosigkeit ist eines der Merkmale der neuen Unterschichtskultur.“ (Wüllenweber 2004; vgl. auch Steingart 2004) Körperliche Ertüchtigung gepaart mit sozialen Erfahrungen, spricht: eine Sporttherapie, wird insbesondere bei den Jugendlichen zum Allheilmittel aller Probleme: „Berthold Werth strahlt. So langsam lernen die Jungs, was Zusammenspielen bedeutet. Werth ist ein Sozialarbeiter des Jugendhilfe-Netzwerks der Arbeiterwohlfahrt in Katernberg. Im Auftrag des Jugendamtes betreut er besonders problematische Familien. Weil er selbst Fußballer ist, hat er vor drei Jahren begonnen, mit den 11- bis 15-jährigen Jungs aus diesen Familien einmal die Woche in der Sporthalle zu kicken.“ (ebd.) Neben dem körperlichen „Trimm“ und „auf Zack bringen“ wird in der geistigen Entwicklung Bildung zum einzig denkbaren Ausweg aus dem Dilemma stilisiert: „Die Unterschicht hat nur zwei Alternativen: Bildung oder Sozialhilfe.“ (Wüllenweber 2004; vgl. auch Steingart 2006) Gerechtfertigt wird so nicht zuletzt eine möglichst weitgehende Trennung der Kinder von ihren Eltern und ihrem sozialen Umfeld, damit „negative“ Sozialisationsinstanzen nicht zu viel Einfluss auf das junge, noch formbare Subjekt ausüben können.

1.2 Die „(neue) Unterschicht“ und das „abgehängte Prekariat“ als „integrierte Ausgeschlossene“

Wenn wir die anfangs gestellte Frage nach dem, was ein Denken der Gesellschaft als geschichtet ermöglicht, auf dessen vielfältige Effekte und soziale Funktionen hin beantworten wollen, dann bieten die oben angeführten Beispiele zur Identifikation und Therapierung der „(neuen) Unterschicht“ klare Anknüpfungspunkte. Sie machen deutlich, inwiefern der „(neuen) Unterschicht“ für die gegenwärtig hegemoniale Ordnung von Gesellschaft Relevanz zukommt, wen oder was sie ermöglicht bzw. verunmöglicht. Die Vorführung der allgemeinen Verwahrlosung der „Unterschichtler“ dient der Essentialisierung des „Leistungswillens“; eine Anthropologie wird legitimiert, die soziales Miteinander (nur) auf Basis „ehrgeiziger“ und nutzenoptimierender Individuen denkbar werden lässt. Abgesehen von solchen anthropologischen und soziologischen Konstanten, werden so folgende Argumentationslinien zum Funktionieren von Gesellschaft begründet:

Erstens: In all den aufkommenden Zuschreibungen wird ein Bild der „(neuen) Unterschicht“ geschaffen, das durch Abgrenzung zum Rest der Gesellschaft charakterisiert ist – sie wird als gesellschaftlich nicht integrierte, als ausgeschlossene Gruppe konstituiert. Die Ausgegrenzten gelten als empirischer Beleg dafür, wie man nicht sein soll und will; sie dienen der hegemonialen Normalität als negativer Abgrenzungspunkt, durch den diese sich legitimieren und stabilisieren kann. Friederike Habermann erkennt diesbezüglich in den aktuellen Problematisierungen von „Unterschicht“ eine Tendenz zu deren Pathologisierung: Ihre physiologischen und mentalen Merkmale erhalten einen Status als Symptome einer Erkrankung, vor der sich die „Gesunden“ wegen „Ansteckungsgefahr“ schützen müssen. Je nachdem, welches Muster (objektivistische/subjektivistische Erklärung) zur Begründung für Anders-Sein, Abnorm und Ausschließung der Unterschichtsidentität gerade herangezogen wird, fügt sie sich auf unterschiedliche Weise konstitutiv in verschiedene Gesellschaftsbilder ein.

Zweitens: Als objektive Gegebenheit hält sie vornehmlich für Argumentationen aus dem staatstreuen Lager als Bezugspunkt her, um dessen Fürsorgerrolle ein weiteres Mal zu betonen. Den Menschen müsse geholfen werden, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen oder der Staat selbst müsse dem „Sozialschmarotzertum“ ein Ende setzen, um sich behaupten zu können. Weniger auf Wohlfahrt ausgerichtet aber nicht minder staatsloyal, nimmt dagegen der durch ein Kosten-Nutzen-Kalkül gelenkte Blick jegliche Investition in die „(neue) Unterschicht“ hinsichtlich seiner staatlichen Rückkoppelungseffekte ins Visier. Ver-

folgt wird keine Perspektive eines individuellen Emanzipationsprozesses, sondern im Zentrum steht funktionales Staatsdenken: „Die Unterschicht braucht echte Investitionen in ihre Zukunft, Investitionen in die Köpfe der Menschen, nicht in den Bauch. Bildungsausgaben zahlen sich bereits in wenigen Jahren aus – nachweislich. Aus guten Schülern werden bald gute Steuerzahler. Ein besseres Investment können Staaten nicht tätigen.“ (Wüllenweber 2004)

Drittens verweisen neoliberale Positionen auf die Eigenverantwortlichkeit der „Unterschichtler“ und wenden sich damit gegen staatlich getragenen Interventionismus: verlieren kann jeder mal, aber wer will, ist auch schnell wieder dabei – so will es das „natürliche“ Spiel der Ökonomie.

Auch Friederike Habermann geht von diesem neoliberalen Konsens aus und spricht weiter in ihrem Beitrag davon, dass sich dessen Ideal im „Homo oeconomicus“ von Adam Smith ausformuliert. Auf Foucault Bezug nehmend zeigt sie, dass dieser in seiner Norm einem männlichen, weißen, heterosexuellen und gesunden Ideal entspricht. Zwar sei die hegemoniale Bedeutung des „Homo oeconomicus“ als Rollenmodell inzwischen so stark, dass es im Prinzip für alle Gültigkeit habe, aber die „Anderen“ haben es grundsätzlich schwerer, dem an Weißsein und Männlichkeit orientierten Ideal zu entsprechen. Dies lasse sich auch zunehmend im Diskurs über die „(neue) Unterschicht“ feststellen.

Eske Wollrad folgt einer anderen These, indem sie in ihrem Artikel die Konstruktion des „White trash“ („Weißer Abfall“) beschreibt: „[A]nders als das normative Whiteness, das seine Macht gerade aus der Unsichtbarkeit und aus der Unbenanntheit bezieht, ist *White trash* die einzige Gruppe der Weißen, die im dominanten Diskurs als Weiß benannt wird.“ Laut Wollrad tritt dieses US-amerikanische Label mittlerweile auch in der bundesdeutschen Debatte über das „abgehängte Prekariat“ auf. Hieran zeigt sie, wie gegenwärtige Diskurse Prozesse der Rassifizierung aus kolonialer Wissensproduktion revitalisieren. Auch durch eine rassistische Ausschließungslogik wird der „White trash“ als Identität naturalisiert und mit moralisch-ethischen Defiziten verkoppelt.

In kritischer Ergänzung des marxischen Ausbeutungstheorems arbeitet Hermann Kocyba in seinem Aufsatz heraus, wie eng kapitalistische Ausbeutung mit diskursiv vermittelten Ausgrenzungsmechanismen zusammenhängt. Er zeigt, dass „die Integration in wirtschaftliche Prozesse nicht nur wirtschaftliche Aspekte besitzt“, ergo kapitalistische Produktionsverhältnisse nicht allein als Ergebnisse ökonomischer Determinanten greifbar sind, sondern in ihrer Interdependenz zu sprachlich-sozialen Prozessen in Beziehung gesetzt werden müssen.

Diese groben Skizzen über die gegenwärtige Funktionalität von „(neuer) Unterschicht“ innerhalb eines bestimmten Denkrahmens deuten an, dass sie nicht als außerhalb der Gesellschaft stehend betrachtet werden kann. In ihrer Doppeldeutigkeit als „zu integrierende Andere“ und „wegen Willenlosigkeit notwendig Ausgeschlossene“ wird sie zum „integrierten Ausgeschlossenen“ der Gesellschaft. Die Affirmation der „(neuen) Unterschicht“ als soziales Phänomen – als Effekt komplexer historischer Macht-Wissen-Konstellationen – geht somit (abermals) als Gesellschaft konstituierende Konstante in das Denken über sie und in die Politik um ihre Gestalt mit ein.

Diesen paradoxen Status haben Flüchtlinge innerhalb vorherrschender gesellschaftlicher Verhältnisse nicht, so die These im Beitrag von Karin Scherschel. Sie widmet sich dem Thema der Fluchtmigration im Kontext von Prekarisierung, „um sozialen Ausschluss, Schutz- und Rechtlosigkeit in ihren extremsten Folgen deutlich zu machen“. Die prekäre Lage dieser keineswegs homogenen Gruppe wird zudem im wissenschaftlichen Feld gestützt: „Fluchtmigration ist sehr vielgestaltig, Flüchtlinge sind eine sehr heterogene Gruppe und Prekarisierung meint hier bedeutend mehr als eine ungesicherte Arbeitsmarktposition. Der marginale gesellschaftliche Status von Flüchtenden reproduziert sich in der Wissenschaft, wenn ihre prekäre Lebenssituation nicht systematisch in Diskurse über soziale Gefährdungen und sozialen Ausschluss miteinbezogen wird.“ Der Beitrag verbindet deshalb Fragestellungen nach den Auseinandersetzungen um Kategorien und soziale Sichtbarkeiten einer Gesellschaft mit der Diskussion um einen erweiterten Prekaritätsbegriff.

2. Prekarisierung überall

Abgesehen von der Diskussion um die „(neue) Unterschicht“ beschäftigt sich dieses Buch mit Themen, die zumeist unter den Schlagwörtern der „Prekarisierung“ oder der „Prekarität“ verhandelt werden. In diesen Debatten geht es zwar auch um diejenigen, die diskursiv als „(neue) Unterschicht“ markiert wurden und immer noch werden, allerdings liegt der Akzent auf einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive der prekären Veränderung. Hier wird das „Prekäre“ in Betracht genommen, das zumeist mit einem ausgemachten, profunden sozialen und ökonomischen Wandel in Zusammenhang gebracht wird. Gesprochen wird von der Entwicklung von der industriellen hin zur postindustriellen Gesellschaft, vom Fordismus hin zum Postfordismus, – ein Transformationsprozess, der nicht nur Veränderungen der Arbeitswelt zur Folge hat, zumeist allerdings von diesen ausgehend thematisiert wird. Erkannt wird der Nieder-

gang des abgesicherten, sogenannten Normalarbeitsverhältnisses und der Etablierung von atypischen Formen zeitlich und räumlich entgrenzter, ungesicherter Beschäftigung, in der Arbeits- und Freizeit sowie Produktions- und Reproduktionstätigkeiten ineinander fließen. Die bisherigen Gesellschaftsmodelle werden im Schatten der allgemein konstatierbaren Prekarisierung zur Disposition gestellt. Löst diese Entwicklung die Schichten-, Klassen- und Milieuvorstellungen auf oder können diese auch weiterhin Erklärungswert für sich beanspruchen? Wie diffus dieses Verhältnis zwischen Prekarisierung und bisherigen Gesellschaftsmodellen noch scheint, spiegelt sich in den im Kontext mit Prekarität verwendeten Zuschreibungen, die im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs in Erscheinung treten, wieder: Gesprochen wird vom „akademischen Prekariat“, von den „prekären“ Armen, von den „Prekären“, weil illegalisiert hier Lebenden, dem „abgehängten Prekariat“ und vielen ähnlichen Bezeichnungen mehr.

Mit den Worten „Prekarität ist überall“ betitelt der französische Soziologe Pierre Bourdieu 1997 einen Vortrag, in dem es heißt: „Es ist deutlich geworden, dass Prekarität heutzutage allgegenwärtig ist. Im privaten, aber auch im öffentlichen Sektor, wo sich die Zahl der befristeten Beschäftigungsverhältnisse und Teilzeitstellen vervielfacht hat; in den Industrieunternehmen, aber auch in den Einrichtungen der Produktion und Verbreitung von Kultur, dem Bildungswesen, dem Journalismus, den Medien usw. Beinahe überall hat sie identische Wirkungen gezeigt, die im Extremfall der Arbeitslosen besonders deutlich zutage treten: die Destrukturierung des unter anderem seiner zeitlichen Strukturen beraubten Daseins und der daraus resultierende Verfall jeglichen Verhältnisses zur Welt, zu Raum und Zeit.“ (Bourdieu 1998) Bourdieu verwendet eine Begrifflichkeit, die im Sinne des „Prekariats“ auf den Soziologen Robert Castel zurückzuführen ist (vgl. Link 2007). In seinem Buch „Die Metamorphose der sozialen Frage“ setzt sich Castel unter anderem mit der Wiederkehr von sozial nicht (mehr) abgedeckten, unsicheren Lohnarbeitsverhältnissen auseinander (vgl. Castel 2000).

An die postulierte Allgegenwärtigkeit von Prekarität schließt sich die Frage an, wer alles konkret von ihr betroffen ist. Gibt es tatsächlich eine Entgrenzung der Prekarität in alle gesellschaftlichen Schichten und Milieus hinein oder ist von einer sozial ungleichen Verteilung auszugehen? Mit dieser Diskussion beschäftigt sich Klaus Kraemer in seinem Beitrag. Er fordert ein Verständnis von Prekarität, welches die Prozesshaftigkeit prekärer Lebenssituationen berücksichtigt und den gesamten Erwerbsverlauf in die Betrachtung mit einbezieht. Unter Berücksichtigung „prekärer Lebenslagen“ und „gefühlter Prekarisierung“ stellt er

schließlich eine ungleiche Verteilung des Prekären und eine Häufung von „Prekarisierungsrisiken“ in unterprivilegierten Lagen fest.

Auch Mario Candeias unterscheidet in seinem Text „Genealogie des Prekariats“ unterschiedlich prekarisierte Gruppen und macht auf die „Vielfältigkeit von Prekarisierungsprozessen“ aufmerksam, „die je nach Klassenzugehörigkeit, geschlechtlichen, ethno-nationalen oder anderen Zuschreibungen ganz unterschiedlich ausfallen und verschieden bearbeitet werden“. Er betont dennoch, dass es sich bei der Prekarisierung nicht um einen Prozess handelt, der lediglich auf bestimmte Randgruppen zutrifft: „Tatsächlich erleben wir [...] die Verbreitung einer allgemeinen gesellschaftlichen Kultur der Unsicherheit“. Dass Prekarisierung kein ausschließlich postfordistisches Phänomen darstellt, ist dabei eine weitere zentrale These Candeias'. Er meint, dass die Unsicherheit schon immer ein „Begleiter kapitalistischer Vergesellschaftung“ war, die sich mit der Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses wieder vermehrt in der Gesellschaft ausbreitet. Bei allem Protest gegen diese Entwicklung könne es ihm nach dennoch nicht um eine Rückkehr zu alten Standards gehen. Es dürfe nicht vergessen werden, dass das Normalarbeitsverhältnis und der Wohlfahrtsstaat in ihrer „patriarchalen und paternalistischen“ Ausprägung bestimmte Gruppen wie Frauen, MigrantInnen etc. von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen hätten. Zudem müsse beachtet werden, dass die neuen Formen der Arbeit sowohl ausbeutende als auch Elemente erweiterter Selbstbestimmung in sich bürden.

Unter diesem Blickwinkel kann der Wandel nicht nur als Einschränkung, sondern auch als Erweiterung des Handlungsspielraums verstanden werden: „[Es] darf nicht vernachlässigt werden, der Fordismus war ein hierarchisches, patriarchal bestimmtes Kontrollsystem, dessen Überwindung enorme Möglichkeiten eröffnet. Während der Einzelne in ihm zum bloßen Befehlsempfänger reduziert werden sollte, ein Rädchen im fremdbestimmten Getriebe des Arbeitsprozesses, wird er im Neoliberalismus zum „Arbeitskraftunternehmer“, dem im Rahmen seines Arbeitsfeldes weitgehend die Strukturierung des (Teil-)Arbeitsprozesses überlassen wird, solange das Arbeitsergebnis wunschgemäß abgeliefert wird.“ (Klautke/Oehrlein 2007: 12)